

Razzien, Angst und Unsicherheit

Landleben in den USA unter dem Einfluss von Präsident Donald Trump

Die ICE-Beamten (ICE: Immigration and Customs Enforcement, zuständig für Abschiebungen in den USA) tragen Masken und schussichere Westen. Sie kommen in Zivilfahrzeugen, im Morgengrauen oder mitten am Tag, und sobald sich die Türen öffnen, beginnt die Jagd. „Sie steckten jeden, den sie greifen konnten, in Handschellen“, sagte ein Augenzeuge, der eine Razzia auf einem Parkplatz beobachtet hatte, auf dem rund 100 Tagelöhner in der Hoffnung auf einen Job gewartet hatten, gegenüber der Washington Post. In Kalifornien wurden fliehende Erntearbeiter durch die Felder verfolgt. Razzien dieser Art finden derzeit überall in den USA statt. Sie richten sich nicht gezielt gegen Landarbeiter:innen, aber laut Informationen des US-Agrarministeriums USDA haben 42 Prozent der auf Farmen beschäftigten Menschen keine gültigen Papiere und gehören zu den rund elf Millionen „Illegalen“, die die Trump-Regierung abschieben will.

Leben in Angst vor ICE

Was „undokumentierte“ Migrant:innen jetzt überall in den USA erleben, ist für Arbeiter:innen auf Milchbetrieben nahe der kanadischen Grenze schon seit Jahren Alltag: In einem 40 km breiten Streifen entlang der Grenze sind kontinuierlich ICE-Patrouillen unterwegs, bis zu 160 km (100 Meilen) von der Grenze entfernt haben die Beamten das Recht, Fahrzeuge ohne Angabe von Gründen anzuhalten und zu durchsuchen. Vermont im Nordosten gehört zu den wichtigsten Milchproduzenten in den USA. 90 Prozent der Einwohner des Staates leben in der 100-Meilen-Zone, schreibt die Anthropologin Teresa M. Mares in ihrem 2019 erschienenen Buch über Leben und Arbeitsbedingungen von Landarbeitern in Vermont. Für die „Undokumentierten“ seien die Milchbetriebe zu Gefängnissen geworden. Bereits 2011 räumte der Gouverneur von Vermont ein, dass die Betriebe ohne Farmarbeiter aus Mexiko und anderen lateinamerikanischen Staaten nicht überlebensfähig wären. Für ihre Studie hat Mares Landarbeiter:innen oft mehrfach interviewt. Manche Farmer versuchten ihren Mitarbeitenden zu helfen, indem sie Besorgungen für sie erledigten oder ihnen ein kleines Stück Land zur Verfügung stellten, damit sie selbst Obst und Gemüse anbauen können, andere nutzten die Abhängigkeit aus und kürzten die Löhne oder zahlten nur unregelmäßig. Wegen der ICE-Kontrollen hat sich in



Landarbeiter halten die Landwirtschaft in den USA am Laufen – hier Futtergetreide säen in Kalifornien – leben aber in extremer Unsicherheit

Vermont eine ganz besondere Infrastruktur entwickelt: mobile Läden für mexikanische Lebensmittel, die die Milchbetriebe direkt anfahren oder online bestellte Waren ausliefern.

Mexikaner willkommen

Die Geschichte mexikanischer Landarbeiter in den USA begann 1942: Seit dem Angriff auf Pearl Harbor kämpften US-Truppen in Europa und im Pazifik, weshalb vor allem auf den Farmen daheim Arbeitskräfte fehlten. Über das „Bracero“-Programm warb die US-Regierung rund vier Millionen mexikanischer Arbeitskräfte an. Manche blieben, andere kehrten Jahr für Jahr als Erntearbeiter zurück. Bis zum Inkrafttreten des US-Freihandelsabkommens mit Kanada und Mexiko (NAFTA) im Jahr 1994 funktionierte das System vergleichsweise reibungslos. Durch NAFTA wurde plötzlich der mexikanische Markt mit hoch subventioniertem US-Mais überflutet. Experten schätzen, dass deshalb zwischen 1,3 und zwei Millionen mexikanischer Kleinbauern ihre Existenz verloren. Viele hatten keine andere Wahl, als sich in den USA als Landarbeiter zu verdingen. Nach den Terroranschlägen am 11. September 2001 wurden die US-Grenzen zunehmend schärfer kontrolliert. Für die Erntesaison in die USA zu kommen und danach nach Hause zurückzukehren, wurde fast unmöglich.

Wanderarbeiter im Untergrund

„In [der mexikanischen Provinz] Oaxaca gibt es keine Arbeit für uns. Es gibt nichts. Ohne Geld bist du völlig aufgeschmissen. (...) Hier in den USA ist es ein bisschen besser, aber die Arbeit ist unglaublich hart“, so zitiert Seth M.

Holmes, Arzt und Anthropologe, in seinem Buch aus dem Jahr 2013 Abelino, einen der Farmarbeiter, mit dem er mehrere Monate gemeinsam lebte und arbeitete. Holmes begleitete die Gruppe um Abelino sogar auf der Reise von ihrem Heimatdorf in Mexiko in den US-Bundesstaat Arizona und beim nächtlichen, von einem „Coyoten“, einem Schleuser, geführten Marsch durch die Wüste über die Grenze. Der oft lebensgefährliche Treck kostete schon damals mehrere tausend Dollar. Warum nehmen die Farmarbeiter das auf sich? „Wir kommen, um zu überleben“, lautet die Antwort.

Die Gruppe, die Holmes begleitete, gehört zur indigenen Bevölkerung Mexikos. Viele sprechen nur gebrochen spanisch und versuchen nicht nur der Armut und der brutalen Gewalt der Drogenkartelle zu entkommen, sondern auch der Diskriminierung durch ihre Landsleute.

Gemeinsam mit Abelino und den anderen Migrant:innen aus dem Dorf arbeitete Holmes zunächst auf einer Beerenplantage im US-Bundesstaat Washington. Er lebte mit ihnen in gemieteten Holzbaracken und reiste am Ende der Saison mit nach Kalifornien. Dort hoffte die Gruppe über Winter Arbeit zu finden. Was es heißt, im Akkord Beeren zu pflücken, beschreibt Holmes so: „Meine Knie, Hüften und der untere Rücken schmerzen von dem Tag in gebückter Haltung im Erdbeerfeld. Die Säure in meinem Magen ist Zeichen des Stresses am Beginn eines Tages, der ein einziges Rennen gegen die Zeit ist, um [die Quote zu erfüllen und] meinen Job zu behalten. Mein Kopf ist vernebelt und müde von den vielen Nächten, in denen mein Schlaf vom Regen unterbrochen wird, der durch das lecke

Dach auf mein Gesicht tropft, von eisigem Wind und den Geräuschen, die durch die dünnen Wände des Camps dringen.“

Zuhause ist Mexiko

Holmes dokumentiert die Verletzungen der Arbeiter:innen, die oft zu chronischen Erkrankungen führen, von Gelenkentzündungen bis zu Bronchitis. Einen Arzt können die meisten schon aus finanziellen Gründen nur in den seltensten Fällen konsultieren. Was bleibt, ist oft Selbstmedikation mit Alkohol und Tabletten.

„Wir möchten für die Erntesaison kommen und dann in unser Land zurückzukehren“ – das ist nicht nur der sehnliche Wunsch der Landarbeiter in Kalifornien, dasselbe gilt für mexikanische Arbeiter:innen auf den Milchbetrieben in den nördlichen US-Staaten. Die Journalistin Ruth Conniff zitierte 2022 Milcherzeuger, die noch immer von ihren fantastischen mexikanischen Mitarbeitern schwärmten und bedauerten, dass sie nur so lange blieben, bis sie genug Geld verdient hatten, um in ihrem Heimatdorf ein Haus zu bauen, die Ausbildung eines Kindes zu finanzieren oder die in den USA gesammelten Erfahrungen zu nutzen und selbst einen Milchbetrieb zu eröffnen und Käse zu produzieren.

„Warum behandeln uns die Amerikaner so schlecht, wenn wir die Arbeit machen, die sie nicht tun wollen?“, fragt eine Melkerin. „Wir machen so viel durch, um hierherzukommen, und wir kommen nur, um zu arbeiten und zu arbeiten und zu arbeiten.“

Marianne Landzettel,
freie Journalistin